

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 50.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

1882.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(23. Fortsetzung.)

Mit einer Raschheit, der sich ansehen ließ, wie geübt der Bückling in dieser Krankenwärterbeschäftigung sei, fielen die Bandagen ab, die Wunden zeigten sich karminrot. „Eine starke Entzündung,“ sprach der Mann halbblaut.

„Um des Himmelswillen; sie sehen schrecklich aus,“ ließ sich die Stimme einer stattlichen Frau vernehmen, die unbemerkt durch die auf den Korridor führende Thür eingetreten war. „Es ist ja kein Wunder, daß du, Bruder, bei dieser Entzündung rasende Schmerzen ausstehen mußt!“

„Und welche?“ entgegnete der Major grimmig.

„Aber haben Sie denn diese hochgradige Entzündung nicht gesehen, als Sie ihm die Bandagen umlegten?“ fragte Madame Burleigh den Bückling vorwurfsvoll.

„Nein, Madame, ich habe erst vor einer Stunde meinen Wärtterposten hier angetreten, weil mein Vorgänger am heutigen Tage frei geworden und schon das Haus verlassen hat.“

„Das war aber 'n anderer Kerl wie er,“ hob der Major an. „Geholfen hat er mir freilich nicht, na, das konnte er auch nicht, er war ja kein Doktor, aber so 'n maulsauler Geselle wie er einer ist, war er nicht, er erzählte mir immer und das war mir angenehm.“

Der Gescholtene verteidigte sich nicht, sondern erklärte in aller Ruhe der Frau, daß er dem Herrn Direktor, weil er ihn so sehr von Schmerzen gepeinigt gesehen habe, den Vorschlag gemacht, die Umschläge abnehmen und die Wunden untersuchen zu dürfen, aber ...

Der Major rief zornig: „Ich habe ihn mit einigen millionen Teufeln zurückgewiesen, wie sich's gebührte.“

Madame Burleigh meinte, ihr Bruder wäre darüber nicht so sehr zu tadeln, denn ein Krankenwärter sei doch kein Arzt.

„Da bin ich freilich eine Ausnahme,“ antwortete der Bückling. „Daß ich Arzt bin, ist das einzige, worauf ich noch und gewiß mit recht stolz sein darf, denn ich trage das Bewußtsein in mir, vielen leidenden Mitmenschen ein Wohlthäter geworden zu sein.“ Der weißhaarige Mann in dem groben Zuchthauskostüm streckte seine hagere, gekrümmte Gestalt hoch auf, über sein mageres Gesicht schien ein Lichtstrahl zu huschen, seine Züge erhellten sich wie von einem freundigen Anhauch.

„Sie sind Arzt?“ fragte des Majors Schwester überrascht. „Ihr Name?“

„Doktor Philipp, früher Apoteker in Gildesheim.“ „Sie sind der berühmte Arzt, dessen Name weit und breit im hannoverschen Lande bekannt ist?“ fragte Madame Burleigh.

„Ich bitte, sprechen Sie nicht davon, in diesem Hause gibt es nur Tote, die Lebenden haben kein Recht. Wie käme ich also dazu, daß von mir die Rede sein sollte. Wollen Sie sich mir jedoch freundlich beweisen, so gestatten Sie mir die Heilung Ihrer Wunden, Herr Major, vertrauen Sie dieselbe keinem Sübler an. Spätestens in vier, fünf Wochen werden Sie vollkommen hergestellt sein. Vorerst muß natürlich diese böse Entzündung beseitigt werden. Ich bitte um Ihren Beistand, Madame. Ich brauche Binden und andere kleine Hilfsmittel.“

„So kommen Sie mit mir.“

Ehe er der Frau folgen konnte, rief ihn der Major zu sich. „Höre er, Doktor, wenn er mich herstellt, denke ich, werden wir die besten Freunde werden ... nicht?“ fragte er leise.

„Keinen Zweifel daran, Herr Major.“

„Und noch etwas, höre er. Wenn ihm meine Titulatur „Major“ zu schwer zu merken ist, er ist nun einmal ein Civilist, bei dem so etwas nicht gebräuchlich, da sage er in Gottes Namen nur „Direktor“ zu mir, das nehm ich ihm nicht krumm. Eins aber läßt sich in unserm Hause durchaus nicht ändern, das ist das „er“, versteht er? Und nun mach er, daß er fortkommt, meine Schwester wartet auf ihn.“

Es war gewiß eine seltsame Wandlung, welche unter diesen drei Personen in so kurzer Zeit vorgegangen, indes sie gehörte in die Reihe jener Vorkommnisse, die zu den erfreulichen im Leben zählen und sich tief in Gedächtnis und Herz einprägen. Für Doktor Philipp war es ein Freundentag, den er nach langer düsterer Passionszeit plötzlich vor sich auftauchen sah. Was Madame Burleigh ihm mitteilte, daß sein lebenswürdiges Gretchen in seiner Nähe sei, trieb ihm Tränen tiefster Nührung aus den Augen.

Welcher Wechsel! Als er des Majors Wohnung betrat und dieser Herr ihn feindselig ansah, als hätte er den rohesten Reuten vor sich, fühlte er sich so unglücklich, so verlassen von

jeder Hoffnung auf Minderung seines Geschicks! Die Schande des Zuchthauslebens verübete sogar sein Denken, der Mangel an Umgang mit gebildeten Menschen ließ ihn tief das Sklaventum empfinden, zu dem er verurteilt worden war ... und wie durch Zauber fielen diese in seine Seele so schmerzhaft einschneidenden Fesseln von ihm ab, der Hauch eines Glückes wehte ihn an, welches nur zu denken, ihm bis jetzt als ganz unmöglich erschienen wäre. Es war plötzlich über ihn gekommen, wie der Durchbruch der Sonne in schwerem Wetter. Die Freude, sein Kind in seiner Nähe zu wissen, des treuen Wolfgang's Bestreben, sein Freiwerden anzubahnen und Madame Burleigh's Versicherung, daß nichts unterlassen werden solle, ihm den baldigen Austritt aus diesem Hause des Unglücks zu ermöglichen, erhob ihn rasch aus seinem Kummer. Mit Eifer ging er an die Heilung der Wunden des Majors, und daß dessen Schmerzen von Tag zu Tag sich minderten, machte den zum Jorn leicht geneigten Herrn immer freundlicher gegen ihn.

Es kommt gewiß nie oder doch sehr selten in einem Zuchthause vor, daß einem Sträfling der Vorzug zuteil wird, mit seinem Direktor zu frühstücken oder des Nachmittags bei gutem Kaffee und Gebäck ein Stündchen zu verplaudern; freilich von dieser reglementswidrigen Begünstigung durfte niemand etwas wissen, sie mußte ebenfalls so streng geheim gehalten werden, wie die Art und Weise, mittelst der die Ingredienzien zu den von Doktor Philipp gemachten Umschlägen beschafft wurden, nämlich durch Madame Burleigh's Tochter, Miß Arabella. Daß die Leiterin eines Pensionats Briefschaften und Packetsendungen für ihre Zöglinge in Empfang nahm, konnte nicht auffallen und so gelangte von Doktor Wolfgang all' das nötige per Post an seine Verlobte ... es war ein Geheimnis, an welches niemand dachte und das den darum Wissenden zugleich viel heimliche Freude machte, denn kleine liebe Billete fanden sich bei jeder Sendung vor.

Der Spätherbst mit seinen rauhen Stürmen fuhr schon recht barbarisch über die eintönige Gegend hin, aus der die lichten Farben der Uebergangszeit vom Ende des Sommers her fast gänzlich geschwunden waren. Wenn aber die Luft still und der Erdboden trocken war, da war's immer noch belebt, natürlich nur an den Tagen, wo das kleine Volk des Nachmittags keine Schule hatte. Die wenigen freien Stunden wurden dann nach Kräften ausgenützt, man jagte sich und tollte oder zog singend und lachend herum. Der Major sah diesem Vergnügen der jungen Generation sehr gern zu. Nicht allein die Jungen, bei denen es selten ohne Kazbalgerei abging, sondern auch die Mädchen, die eine Menge Spiele auszuführen verstanden, machten ihm Freude. Seinen Feldstecher vor Augen beobachtete er alles sehr genau. „Paß er auf, Doktor, jetzt kommt die Leibgarde,“ hob er an einem solchen schulfreien Nachmittage an. „Das sind nämlich die jungen Dämchen aus dem Pensionat meiner Nichte, in der Regel in Gala aufmarschierend. Sehe er mal hin, Doktor.“

„Tut mir leid, Herr Major, meine Augen sehen wohl verschiedenfarbige Gestalten, aber nur undeutlich.“

„Das ist 'n Malheur ... sehen ist das halbe Leben,“ sprach der Major. „Da nehme er mal mein Glas und halt er's in der Richtung halb rechts. Dort ist ein kleiner Busch und eine Moosbank vor ihm, auf der drei Mädchen neben einander sitzen. Die beiden rechts und links sind meine Mädels, wer die Kleine in dem blauen Kleide zwischen beiden ist, weiß ich nicht, jedenfalls eine gute Freundin aus der Pension.“

Der Doktor hielt das Glas in angegebener Richtung vor Augen; der Major störte ihn nicht. Erst nach einer ziemlichen Weile wendete er sich zu ihm und erstaunte nicht wenig, als er bemerkte, daß diesem Tränen über die Wangen liefen.

„Was soll denn das sein?“ frug er ganz konsterniert. Er weint ja, wie ich sehe. Ist ihm 's Glas zu scharf ... oder was ist sonst mit ihm geschehen? Rede er doch, Mann.“

Doktor Philipp legte das Glas auf den Tisch nieder und dann nach den Mädchen auf der Moosbank deutend, sagte er mit gedämpfter Stimme: „Dort ... das Mädchen im blauen Kleide ... ist mein Kind, mein einziges Kind, mein Gret-

chen! Welch' ein armer Vater bin ich, daß ich mein Kind nur in der Ferne sehen darf? Eine härtere Verurteilung kann es nicht geben.“

So rauh auch der Major in seinen Äußerungen zu sein pflegte, so mangelte ihm doch jetzt die Fähigkeit, ein hartes Wort auszusprechen. „Das wird mit der Zeit anders werden, verliere er nur den Mut nicht,“ sagte er ungewöhnlich milde. „Daß sein Töchterchen im Pensionat meiner Nichte gut aufgehoben ist, braucht er nicht zu bezweifeln, Doktor. Was für ihn getan werden kann, wird auch geschehen, ich gebe ihm mein Wort darauf; aber Geduld! Sei er mit dem zufrieden, was er bis jetzt erreicht hat.“

In dieser Rede des martialischen Herrn lag so viel Trost, daß der Doktor sich wunderbar davon aufgerichtet fühlte. Es kam kein Zweifel in ihm auf, der Major wisse um alles, nur seine Schwester, Madame Burleigh, konnte die Vermittlerin dieses Wissens gewesen sein, sie übte viel Einfluß auf ihn, wie der Doktor schon öfter bemerkt hatte. Allerdings war es zu bewundern, daß der Major sich zum Schweigen über das Geheimnis der Anwesenheit Gretchens im Pensionat seiner Nichte hatte zustimmend finden lassen, seiner Schwester kostete es gewiß viel Mühe, ihn dazu zu bewegen, indes es war ihr gelungen; der sicherste Beweis davon beruhte in der Aufmerksamkeit, welche er bei dem Doktor bezüglich der drei auf der Moosbank sitzenden Mädchen anregte.

Nach einem langen Schweigen zwischen beiden Männern wurden lebhaftere Schritte im Korridor hörbar. „Die Rapporte,“ sagte der Major. „Gehe er jetzt! ... Vor Abend braucht er nicht wieder zu kommen.“

Somit war der Doktor entlassen, welcher, nachdem er einige Beamte, jeder mit einem Heft Schreibpapier unter dem Arme, in's Zimmer eintreten gelassen, sich aus demselben entfernte. Sein Weg führte in's Krankenzimmer, wo er sofort Beschäftigung fand.

War es ihm doch, als er sich zur Nachtruhe auf sein Strohlager niederstreckte und die wollene Koze über sich zog, wie wenn eine Flut schweren Denkens ihn ängsten wolle. Obwohl er sich abmühte, Gedanken durch Gedanken zu verreiben, so war es ihm doch ganz unmöglich, für ihn gab es kein heiteres Denken, in seinem Geiste war es düster ... selbst die Freude, daß er heute sein Gretchen wiedergesehen, überragte die Pein nicht, welche ihm die schlimmen Erinnerungen bereiteten. Lebensvoll stieg das Morgengrau des Tages in seinem Gedächtnis auf, wo sein von ihm geschiedenes Weib die letzte Stunde in seinem Hause weilte und die Frage um die Erlaubnis an ihn richtete, von ihrem Kinde Abschied nehmen zu dürfen. Er hatte ihr die Erfüllung dieser mütterlichen Bitte verweigert. Heute hatte er daselbe Kind, das er so sehr liebte, nach jahrelanger Zeitdauer nur von Weitem sehen dürfen! War das nicht eine Vergeltung für seine Härte gegen dessen Mutter? Unter diesem Denken schlich der Schauer einer ihn tief ergreifenden Angst durch seinen Körper und er lebte in der Furcht, daß es vielleicht das erste und auch einzige Mal gewesen sein könne, seinen Liebling wiederzusehen. Dem Züchtling gehört nicht die Wahl der günstigen Stunde, er hat kein Recht auf ein Glück oder eine Freude, er ist ein armer Mensch, der das Kleinzeichen „Entbehrung“ mit sich trägt, bis das Tor des Hauses sich öffnet, in dem er, der Freiheit beraubt, als Gefangener lebte oder als Toter hinausgetragen wird.

Und was ihn nicht wenig bekümmerte, war die sich ihm aufdrängende Bemerkung, daß der Herr Major an diesem Abend kein freundliches Benehmen gegen ihn zeigte, wie bisher. Was bedeutete das? Vereute er, daß er ihm die Wohlthat erwiesen, sein Kind wieder zu sehen? Oder fürchtete er, daß ein Berater seiner ungewöhnlichen Milde ihm großes Aergernis bereiten könne? Seine Strenge hatte ihm manchen der Beamten zum Feinde gemacht und eine Anzeige, daß er den schweigsamen Krankenwärter Philipp so auffallend begünstige, würde von unangenehmen Folgen begleitet gewesen sein. Und Doktor Philipp glaubte sich bei dieser Annahme nicht zu täuschen, denn

das Benehmen des Majors änderte sich nicht. Die wenigen Monate bis zum Eintritt des Neujahrs waren für ihn eine Zeit verschwiegene Leidens. Seine Hoffnung, gelegentlich sein Gretchen wiederzusehen, wich mit jedem Tage mehr von ihm. Der Major entließ ihn in der Regel an den schulfreien Nachmittagen, wenn das Wetter, wenn auch nicht gut, aber doch erträglich war, zu den Spitalterlen, wie er die kranken Züchtlinge zu nennen pflegte; eine Widerrede dagegen war durchaus nicht denkbar und bald kam der Doktor zu der Einsicht, daß der vorstige Chef der Anstalt dahinter eine Absicht verbirgt. Wenn, was meist der Fall war, die Witterung sich übel anließ, Stürme über die menschenleer bleibende Gegend hinwegzogen, Regen oder Schneegestöber alles rings umher in Grau hüllten, dachte der Major nicht daran, den Doktor gehen zu heißen, natürlich bei solchem Wetter war gar nicht daran zu denken, daß junge Mädchen eine Promenade machen würden, der Major ließ seine Töchter dann in dem der Anstalt zugehörenden Fuhrwerk abholen, welches er einen alten ungeschickten Kumpelkasten nannte, der jedoch ganz gut für die Mädels sei und so wie so einmal des Tages die kurze Tour nach der Stadt machen müsse, um verschiedene dem Kutscher aufgeschriebene Notwendigkeiten, an deren Spitze jederzeit die fälligen Zeitungen und außer anderen Erfordernissen alles für das Küchengebiet Unentbehrliche herbeizuschaffen.

Der Doktor war, um besser zum Vorlesen sehen zu können, an den Tisch getreten, vor dem der Major in seinem Großvaterstuhl am Fenster saß. „Na, quäle er sich nicht,“ befahl jener zornig. „Helfe er mir herunter... will einmal ein Donnerwetter unter meine Leute loslassen, ob sie's noch nicht wissen, daß man Licht anzündet, wenn's zu dunkeln anfängt.“

Doktor Philipp blieb allein im Zimmer, er sah in die trübe Luft hinaus. Das Knirschen von Wagenrädern im nassen sandigen Wege machte ihn aufmerksam. Vor dem Plaze des Majors lag dessen Feldstecher, er führte ihn rasch zum Auge. Es war wirklich der schwerfällige Kumpelkasten des Hauses und an dessen ziemlich breitem, und jetzt, da der Regen aufgehört hatte, offenen Fenster, stand ein Mädchen von kleiner Figur, das beide Arme nach ihm auszustrecken schien, obwohl es ihn gewiß nicht gesehen hatte. Und zur Seite dieser kleinen Dame war der Kopf einer sitzenden weiblichen Person sichtbar, deren großes Gesicht mit den festen, groben Zügen der Doktor eben so genau kannte, wie das seines... Gretchens. Diese Bekannte war des jungen Mädchens Amme, welche es gleich einer Mutter überwacht hatte mit der zärtlichsten Treue.

Den nahen Stall witternd zogen die stämmigen Gänse das schwere Fuhrwerk so kräftig an, daß es in wenigen Minuten aus der Sehweite vom Fenster aus verschwand.

Kaum hatte der Doktor das Augenglas wieder auf den Tisch gelegt, als auch der Major eintrat. Er war mordböse in der Küche aufgetreten und brummte noch jetzt so bärbässig vor sich hin, daß es den Anschein hatte, als könne er sich für heute Abend nicht mehr beruhigen, indes das war durchaus nicht der Fall. Bei ihm mußte sich allemal nach einem gehabten Nerges oder Verdruß das „Wetter abkühlen,“ wie der Dauer das Wetterleuchten nennt. Wie sich da die Hitze an Zahl und Kraft mindern und endlich ganz aufhören, so war der Fall auch beim Major, hatte er ausgewettert, schien er nicht zu sehr erbittert sich fühlte, auch bei ihm die Sonne bald wieder und er konnte dann sogar gütig und jovial sich erweisen. Von dieser Umwandlung erhielt der Doktor eine angenehme und überraschende Probe. Der Major ließ ein paar Krüge Doppelbier aus dem Keller heraufholen und einen Zubiß bringen. „Lange er zu... in seiner Krankenwärters-Division wird es ihm nicht so präsentirt werden, denke ich,“ meinte der Herr Direktor.

Das klang so komisch, daß der Doktor sich des Lachens nicht enthalten konnte.

Seit langen Wochen hatte er, wenn er sich auf sein Strohbett zur Ruhe niederlegte, sich nicht so glücklich gefühlt wie heute... er hatte sein Kind wieder gesehen und das miß-

gelaunte Wesen des Majors hatte sich zu seinen Gunsten umgewandelt.

10. Eine weite Reise.

Neujahr ist auch für die Büßergemeinde des Zuchthauses ein hohes Fest. So mancher der Zöglinge trägt an diesem Tage den Ausdruck der Freude in seinem Gesicht, denn im Verlaufe dieses neu beginnenden Jahres schlägt seine Erlösungstunde, er wird frei... Auch die stumpfsten Mitglieder dieser traurigen Gesellschaft verstehen die Rechenkunst in so weit, daß sie genau den Tag wissen, der ihnen die Rückkehr zu dem Verkehr außer den Mauern dieses Hauses gestattet. Die Beamten beglückwünschen den Direktor schon frühzeitig, der von ihnen, wie ein Kommandeur von seinen Offizieren begleitet, die Säle durchschreitet und in jedem derselben ein paar Worte an die daselbst aufgestellten Züchtlinge richtet. Nach einer Weile werden sie in die Kirche geführt, bei dem abgehaltenen Gottesdienste sind die ledigen und verheirateten Beamten mit ihren Familien zugegen und das vormittägige Ceremoniell hat denn sein Ende gefunden.

Doktor Philipp trat eine halbe Stunde später in des Majors Zimmer, der in einen dicken Tabaksdampf eingehüllt, an seinem gewöhnlichen Plaze am Fenster saß und ohne ihn erst zu Worte kommen zu lassen, ihm zurief: „Komme er mir nicht etwa mit einer Gratulation, das verbitte ich mir... bin durch das viele Zuhören fast ganz taub geworden. Gehe er zu meiner Schwester hinein und trage er der sein Sprüchel vor, die ist ja seine Schutzgöttin und wird wohl dafür gesorgt haben, daß ihm auch eine Gratulation dargebracht wird, die ihm weit lieber ist, als wenn ich ihm dergleichen vorsunkere. Na, gehe er!“

Dieser Empfang war allerdings etwas seltsam, indes Doktor Philipp kannte das Mienenspiel und die Tonarten zu genau, welcher der Major sich in verschiedenen Stimmungen zu bedienen pflegte, um dem, was er sprach, den gehörigen Nachdruck zu geben, als daß er jetzt nicht der Ueberzeugung sein sollte, derselbe sei sehr gut gelaunt und darum schritt er ohne weiteres der Türe des Nebenzimmers zu, die er, nachdem er bescheiden angeklopft, auch öffnete. Das Zimmer war leer, er sah wenigstens niemand darin und wollte in das eben verlassene, wo der Major sich befand, zurückgehen, als er seine Hand ergriffen und sie von heißen Lippen geküßt und von heißen Tränen benetzt fühlte. Mehr erschrocken als überrascht sah er nieder... er war im Moment unfähig, nur einen Laut zu äußern, neben sich sah er sein Gretchen in demselben blauen Kleide, in dem er es zwischen den beiden Töchtern des Majors auf der Moosbank vor dem Busche hatte sitzen sehen.

„Mein Vater! Mein guter lieber Vater!.. ich bin bei dir... ich habe dich wieder!“ rief das junge zierliche Mädchen... „wie glücklich mich das macht! Ich kann es nicht aussagen. Wir haben uns so lange, lange nicht gesehen... dein Haar ist so weiß und ich bin viel größer geworden als ich früher war; aber das ist nichts besonderes, es kommt gewiß bei vielen, vielen Menschen vor... daß sie sich jedoch so sehr lieben, wie wir uns, das wäre vielleicht zu bezweifeln und ist gewiß ein uns Beiden ganz allein geschenktes Glück.“ Eine Pause folgte, dann legte Gretchen ihre Arme um ihn und flehte herzlich: „O, sprich doch mit mir! Warum schweigst du denn? Bin ich dir denn so ganz fremd geworden? Hast du deines Hausengels vergessen?“

Jetzt erst löste sich der Bann des Schweigens von der Seele des tief ergriffenen Mannes, er glitt an seinem von seinem Arm umschlungenen Kinde auf's Knie nieder und herzte und küßte es mit einer Inbrunst, als sollte es ihm wieder entrispen werden. Das war die Gratulation, von der der Major gesagt hatte, für die seine Schwester, Madame Burleigh, gesorgt hätte und die ihm weit lieber sein werde, als wenn er, der Chef des Hauses, ihm eine vorsunkere. Und wie der Doktor aufsaß, erblickte er die brave Frau, der er dies Glück des Wiedersehens dankte, sie war unbemerkt eingetreten. Er sprang auf, ergriff

ihre Hände und nachdem er sie geküßt, rief er mit tiefem Gefühl: „Vergeltet Ihnen Gott, was Sie an mir und meinem Kinde gethan!“

„Nun aber komm er wieder herein zu mir, Doktor“, redete der Major an der Schwelle des von ihm geöffneten Zimmers. „Es hat alles seine Zeit und ich denke, er kann mit diesem Neujahrsgeſchenk ganz zufrieden ſein ... nicht?“

„Ich bin es auch, Herr Major“, antwortete jener. „Ich bin heute zum glücklichen Manne geworden.“

Und nun rückte er in ſeine Krankenwärter-Division ein. Um vier Uhr heute Nachmittag findet er ſich wieder hier zur Stelle. Gehe er nun.“

Solche Sonnenblicke eines unverhofften Glückes fallen ſelten in das Leben ſchwer bedrückter Menſchen ... der Doktor war von der plötzlichen Ueber- raſchung des Erlebten wie wir in ſeinem Denken, er hätte gern ſein Glück jedem ihm in den Gängen Be- gegnenden mit- geteilt, aber um dieſe Zeit waren die Züchtlinge in ihren Sälen und ganz recht-



Ein Kosak.

Theodor Körner.

Theodor Körner am 25. August 1813 zu Gottes

(Sieh)



zeitig gewann auch der Gedanke in ihm die Herrschaft, daß er jetzt wie bisher unterm Banne des Schweigens sich befinde. Nicht seinetwegen nur mußte er das Geheimnis, eine Neujahrsestfreude gewonnen zu haben, wie keiner seiner Unglücksgefährten in diesem Hause, streng verwahrt halten, sondern auch weil der geringste Bericht dem Direktor Unannehmlichkeiten zu ziehen konnte, die dessen Stellung gefährdeten, und diese Befürchtung war es, die ihm die Pflicht auferlegte, eine Gleichgültigkeit zu äußern, welche die anderen täuschte. Die Stille, welche für gewöhnlich in seinem Benehmen lag, kam ihm dabei zu statten, sein vorsich hinfinnendes Wesen, das man als eine ihm anhaftende Melancholie ansah, setzte niemand in Verwunderung, man gewann dadurch nur die Ueberzeugung, daß er das Neujahrsest mit denselben Blicken der Geringschätzung betrachtete, wie jeden anderen traurigen und langweiligen Tag im Verlaufe des Jahres.

(Fortf. folgt.)

lesen.

Wolff v. Böhlow.

Hr. Helfrich.

Joseph Fischer.

Anton Probsthan.

Mecklenburg-Schwerin, am Vorabend seines Todes.

(38.)

Kaum war Palermo genommen, so stellten sich auch Abgesandte der Parteien ein; Mazzini kam selbst, um den Diktator vorwärts zu treiben; La Farina kam im Auftrage Cavour's, um Garibaldi für die sofortige Annexion Siziliens an Piemont zu gewinnen. Jetzt, wo etwas zu gewinnen, war die sardinische Regierung natürlich wieder am Platze. La Farina wünschte von Garibaldi die Ausweisung Mazzini's aus Sizilien, allein Garibaldi willigte nicht ein, erklärte dem Agenten Cavour's, er habe nicht die Vergrößerung Sardinien's, sondern ein einiges Italien als Ziel, und ließ endlich La Farina, als dieser mit seinem Drängen nach Annexion Zwiespalt in das Ministerium brachte, aus Sizilien ausweisen.

Natürlich lag der Gedanke nahe, von Sizilien aus das Festland überzusetzen und gegen Neapel zu ziehen. Der morsche Staat war am Zusammenbrechen, ganze Truppenteile, sogar Kriegsschiffe gingen zu Garibaldi über. Ende Juli schrieb Viktor Emanuel an Garibaldi und rieth ihm ab, das Festland zu betreten; der Diktator aber erwiderte: „Die Bevölkerungen rufen mich; ich würde die Sache Italiens auf's Spiel setzen, wollte ich nicht folgen. Erlauben Sie mir, Ihnen in diesem Falle nicht zu gehorchen.“

In Messina hatten sich die Neapolitaner in bedeutender Anzahl gesammelt und stark verschanzt. Wieder rückte Bosco mit starker Truppenmasse aus, aber nur, um von Garibaldi in dem Treffen von Milazzo in der Nähe von Messina völlig geschlagen zu werden. Milazzo wurde von Garibaldi im Sturm genommen und Bosco in einem Fort eingeschlossen, wo er kapituliren mußte. Infolge dieser Niederlage und bei der Unzuverlässigkeit der Truppen unternahm es der neapolitanische General Clary, der in Messina stand, garnicht, diese Stadt zu verteidigen; er besetzte nur die Citadelle und brachte seine Mannschaft auf das Festland. Man schloß einen Waffenstillstand ab und die Stadt Messina — ohne Citadelle — kam in Garibaldi's Hände.

Während in Neapel der Belagerungszustand erklärt und dadurch der von Garibaldi gehoffte Aufstand verhindert wurde, herrschte in ganz Europa die größte Spannung, wo der kühne Freischaaersführer den Fuß auf das Festland setzen würde. Man sprach wohl auch hier und da von Intervention; sogar von europäischer Intervention, über welche in der That auch verhandelt wurde — aber es kam nichts dergleichen. Die neapolitanische Regierung ergriff die verzweifeltsten Maßregeln; sie bot sogar Sardinien ein Bündnis an, mit Gebietsabtretungen versehen; Sardinien lehnte ab. Man rieth dem König zur Abdankung und um die Sache komisch zu machen, erschien auch noch ein Enkel des 1815 erschossenen napoleonistischen Königs Joachim Murat von Neapel, der Prinz Lucian Murat, auf dem Schauplatze, und bot sich „als ein Unterpand für die Wohlfahrt Neapels“ an. Alles umsonst; die Folgen so vieler Mißregierungen machten sich geltend, und als Garibaldi den Fuß aufs Festland setzte, brach das Bourbonenreich krachend zusammen.

Nachdem erst der Major Missori, ein kühner Parteigänger, mit 40 Mann sich nach Calabrien in die Berge geworfen und mit den dortigen Insurgenten vereinigt hatte, folgte am 19. August Garibaldi selbst mit zunächst 5000 Mann. Vorher hatte er noch einen verwegenen Handstreich unternommen und war auf einem Schiffe mit 1000 Freiwilligen vor Neapel erschienen, wo er ein dort ankerndes Kriegsschiff überfiel, aber nicht nehmen konnte. Neapel erhob sich nicht, wie Garibaldi gehofft hatte, und so fuhr er anderen Tags wieder ab. Unterwegs nahm er ein englisches Schiff auf, das ihm 30 000 Gewehre und 15 gezogene Kanonen brachte.

Die Erfolge Garibaldi's hatten nun auch Cavour soweit gebracht, daß er am 28. Juli an Persano schrieb: „Man lasse Garibaldi nur machen; das Unternehmen darf nicht halbwegs stehen bleiben. Die auf Sizilien aufgezogene nationale Fahne muß durch Neapel hinaufziehen und sich längs der Küste des adriatischen Meeres entfalten, bis sie die Königin des Meeres

deckt.“ Jetzt, da die Gefahr einer fremden Intervention vorüber schien, billigte man das Unternehmen, vor dem man Garibaldi öffentlich gewarnt hatte. Was wäre wohl aus Italien geworden, wäre Garibaldi auch so zaghaft gewesen!

In Calabrien rückte Garibaldi wie im Sturmschritt vorwärts gegen Neapel. Reggio wurde im ersten Anlauf genommen und man rückte auf der großen Heerstraße weiter, nachdem die übrigen Korps Garibaldi's gleichfalls gelandet waren. In einem der vielen Scharmügel dieser Tage fiel Paul de Flotte, bekanntes Mitglied der französischen legislativen Versammlung und ein Opfer des Staatsstreichs von 1851. Calabrien befand sich bald ganz im Aufstand; die Erhebung wurde so allgemein, daß sich sogar ein Priesterbataillon von 800 Mann bildete. In Monteleone wurde eine starke Abteilung Neapolitaner eingeschlossen und gefangen. Die Armee des Generals Bial löste sich von selbst auf, als Garibaldi heranrückte; die Armee in dem besetzten Lager von Salerno war in einem Zustande, daß man keine Schlacht mehr wagen konnte und die Position aufgab. Mit 30 000 Mann marschirte Garibaldi auf Neapel, dessen König am 15. Juli von 80 000 Mann sich hatte Treue schwören lassen.

Der Sieger schrieb nach Neapel und ließ es dort durch Maueranschlag bekannt machen, daß er am 8. September einzuziehen werde. Franz II., der erst kurz zuvor die Verfassung von 1848 verlichen hatte, ohne daß sich jemand im mindesten darum kümmerte, beschloß dem Diktator zu seinem Einzuge den Platz zu räumen und verließ Neapel am 6. August, um seine Armee zwischen Capua und Gaëta zu konzentriren. Garibaldi fuhr seinen Truppen mit der Eisenbahn voraus und hielt schon am 7. September seinen Einzug in Neapel, obgleich dort noch 8000 Mann Truppen standen. Agenten Cavour's hatten in Neapel tüchtig vorgearbeitet; Garibaldi wurde mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Er gab dort seine Parole: Italien und Viktor Emanuel! aus und blieb bei derselben politischen Taktik, die er eingeschlagen hatte, nämlich Viktor Emanuel als „die Verkörperung der Einheit Italiens“ zu proklamiren, dem es zukomme, an der Spitze des einheitlichen Italiens zu stehen. Welche politische Ansicht man auch haben mag, man wird zugeben müssen, daß diese Taktik eine kluge war, denn ohne dieselbe wäre der ganze Siegeszug von Marsala bis Neapel eine Unmöglichkeit gewesen und einer rein republikanischen Erhebung hätten sich die Volksmassen sicherlich nicht so einmütig angeschlossen. In Neapel sprach sich Garibaldi über seine Absichten deutlicher aus. „Nur in Rom“, sagte er, „kann Viktor Emanuel als König von Italien proklamirt werden!“ Er wollte von einer Annexion nichts wissen, bevor nicht ganz Italien geeint sei und wies mehrere an ihn gelangende Anträge heftig ab.

Nun aber, nachdem Neapel besetzt, war der Kirchenstaat in Gefahr und von verschiedenen Seiten wurde Sardinien mit Krieg gedroht, namentlich Napoleon III. tat, als könne Frankreich ohne den Papst nicht existiren. Nur England nahm eine korrekte Haltung ein und dies gab den Sardinern den Mut, in die Marken des Kirchenstaats einzufallen. Bei Castelfidardo schlug Cialdini die buntklappige päpstliche Armee unter Lamoricière am 18. September 1860. Napoleon hatte inzwischen richtig seinen Gesandten von Turin abberufen. Die Franzosen hielten das römische Gebiet besetzt und garantirten so die weltliche Herrschaft des Papstes, wenn auch Ancona von Cialdini eingenommen und Umbrien und die Marken besetzt wurden.

Inzwischen hatte Garibaldi die neapolitanische Flotte an den Admiral Persano übergeben, aber von dem Anschluß der beiden Sizilien an Piemont wollte er noch nichts wissen. Er fing an mißtrauisch zu werden und glaubte oder ahnte, man werde in Turin alles Mögliche tun, um einem Angriff auf den Kirchenstaat seinerseits und der daraus entstehenden Verwicklung mit den Franzosen zuvorzukommen. In diesem Augenblick schien es, als wolle sich Garibaldi mit Mazzini und Bedru-Rollin,

Die sich in seinem Hauptquartier befanden, verständigen. Man dachte an die Proklamation der italienischen Republik. Es wäre möglich, Betrachtungen über die Folgen dieses Schrittes anzustellen, der die Situation total verändert haben würde, genug, Garibaldi wollte mit Viktor Emanuel nicht brechen, brach aber mit Mazzini, indem er in einer Proklamation Viktor Emanuel als den Erwählten der Nation bezeichnete. „Keine politischen Parteien mehr, keine Farben, keinen Zwist!“ rief er aus. Im nächsten Jahre sollte er den „Zwist“ kennen lernen. Der Prodigittator Pallavicini ließ Mazzini einen Ausweisungsbefehl zustellen — den dieser nicht befolgte — und verbot die politischen Klubs, Maßregeln, die Garibaldi selbst nicht billigte und die ihn beinahe dahin gebracht hätten, sein ganzes Ministerium zu entlassen. Nunmehr entschied sich der Kriegsrat, in Gemeinschaft mit den sardinischen Truppen die festen Plätze Capua und Gaëta anzugreifen. Am 1. Oktober kam es zwischen den Neapolitanern zu der Schlacht am Volturno, in welcher der als Militärschriftsteller bekannte Oberst Rüstow das Centrum des garibaldinischen Heeres kommandierte und durch seine große taktische Befähigung den Sieg entschied.

Dies war die letzte selbstständige Operation des Diktators von Süditalien, wie Garibaldi sich nannte; am 29. September hatte Viktor Emanuel den Oberbefehl übernommen. Die beiden Heere operirten nun gemeinsam; die Neapolitaner wurden in die beiden Festungen geworfen und am 2. November kapitulirte Capua mit 11 000 Mann; 20 000 Neapolitaner waren auf päpstliches Gebiet übergetreten. Gaëta, das zur See von einer französischen Flotte gedeckt wurde, kapitulirte nach tapferer Verteidigung erst im Februar 1861. Am 15. Oktober 1860 legte Garibaldi seine Diktatur nieder und verordnete zuvor, daß die beiden Sizilien, „um einen der Nation teuren Wunsch zu erfüllen“, einen integrierenden Teil des einen und unteilbaren Italiens mit seinem Könige Viktor Emanuel bilden sollten. Am 22. Oktbr. fand das Plebiszit statt, das die Annexion natürlich bestätigte.

Dieser plötzliche Entschluß war die Folge seiner Schwankungen und eine Folge der diplomatischen Winkelzüge, die man gegen ihn richtete. Der ehrliche Mann der That verstand nichts von den Schlangenwindungen der Diplomatie und hatte seinem Anmut in einem in die Oeffentlichkeit gelangten Privatbriefe Ausdruck verliehen, in dem er Cavour beschuldigte, er habe die Würde der Nation verletzt durch die Abtretung Nizzas. Er wollte sein Wort der Einigung Italiens nicht aufgeben und zwar um keinen Preis. Man kann sagen, dann hätte er seine Diktatur nicht niederlegen, die Annexion hinauschieben und an der Spitze seiner starken und tapferen Armee auf Rom rücken sollen, denn nachdem diese Armee entlassen, war er keine maßgebende Macht mehr in Italien. Einem solchen Verfahren standen im Wege zunächst seine sympatischen Gefühle für den König Viktor Emanuel; dann die Befürchtung, Sardinien möchte sich gegen ihn kehren und Italien in einen zweiten großen und fürchterlichen Bürgerkrieg gestürzt werden; sodann stand die Intervention Frankreichs und Oesterreichs in Aussicht, da einmal Frankreich den Papst beschützte und die Bewegung notwendiger Weise einen republikanischen Charakter annehmen mußte. Es stand also dann, wenn Garibaldi jetzt auf Rom marschirte, ein furchtbarer Krieg bevor, dessen Resultate unberechenbar waren; ja man mußte befürchten, daß die mit so kostbarem Blute erkämpfte Einheit ohne Rom und Venedig wieder verloren gehen und die alte Zersplitterung in Folge fremder Intervention wieder eintreten könnte. Unter diesen Erwägungen trat Garibaldi zurück und verschob seine Pläne, selbstlos, wie er immer gewesen.

Dann aber kann man einwenden, hätte er nach denselben Erwägungen auch seinen Zug von 1862 unterlassen sollen.

Man kann darauf nur antworten, daß die Politik, die sich auf dies edle und großmütige Naturell gründete, keine Politik des kalten Verstandes, sondern eine Politik des warmen und glühenden Herzens war.

Als Garibaldi mit dem König Viktor Emanuel in Neapel einfuhr, zeigte es sich, daß das Volk weit mehr für Garibaldi, als für den König von Sardinien begeistert war.

Nun drängte sich der Hof in den Vordergrund, die Höslinge mit goldstrozenden Uniformen fühlten sich wieder erhaben über den Mann im runden Hut und in der roten Blause, nachdem er seine Macht aus der Hand gegeben hatte. Viktor Emanuel war sehr gütig gegen ihn, hatte auch alle Ursache dazu. Aber seine Geschenke schlug Garibaldi ab. Er bot ihm an: den Rang eines Generals, den großen Annunciaden-Orden, ein königliches Schloß, für Menotti eine Anstellung in der Armee nebst reicher Dotation, für Ricciotti eine Anstellung als königlicher Adjutant und für Teresa eine reiche Mitgift.

Garibaldi lehnte alles ab und nahm nur ein Diamantenhalsband für seine Tochter an. Als er hörte, daß viele seiner Soldaten ohne Mittel seien, verkaufte er das Halsband für 20 000 Francs und verteilte diese Summe an seine Leute. Er nahm überhaupt nicht mehr als 1550 Francs mit sich, als er vom Schauplatz abtrat.

Es kamen Dinge vor, die Garibaldi tief kränkten. Einmal bekam er Streit mit Höslingen wegen deren Orden und bezeichnete dieselben in seinem Zorne als „königliche Quincaillerie“. Man hinterbrachte dies dem jovialen Viktor Emanuel und dieser sagte lachend: „Garibaldi hat seine kleinen Launen, aber er ist trotz alledem ein großer Mann, ein Mann wie Gold.“

Viktor Emanuel wußte, wie man sagt, Garibaldi zu nehmen; seine Umgebung nannte diesen „Büffelkopf“, wozu der König aber immer fügte: „Aber er hat ein Herz von Gold!“

Was ihn noch mehr verstimmte, war die Behandlung, die seinen tapferen Kampfgenossen widerfuhr. Er hatte gebeten, und zwar in einem Briefe an Viktor Emanuel, daß man seine Kampfgenossen in die Armee aufnehmen möge; namentlich möge man die Patente der Offiziere bestätigen. Da man diese Angelegenheit dem General Fanti, einem persönlichen Feinde Garibaldi's, übergab, wurde sie natürlich nicht zur Zufriedenheit erledigt. Namentlich waren die Truppen darüber erbittert, daß die sardinische Regierung ihnen ihre Waffen abnahm. Die fremden Korps wurden aufgelöst und die Soldaten, die nicht zur sardinischen Armee übertraten, zogen unter allerlei Zeichen ihrer Unzufriedenheit nach Hause.

Diese großartige Unternehmung war mit verhältnismäßig wenig Mitteln ausgeführt worden. In der Abrechnung des Dr. Bertani findet man, daß 6 Millionen Lire durch die Hände desselben gegangen sind. Damit hatte er 29 000 Freiwillige gestellt und 60 000 Gewehre, 2 Millionen Patronen, 5 Dampfschiffe und eine Anzahl Geschütze geliefert.

Garibaldi kehrte nach einem rührenden Abschied von seinen Kampfgenossen am 9. November 1865 nach Caprera zurück. Er erließ einen letzten Tagesbefehl an seine Waffengefährten, worin es heißt:

„Die Vorsehung hat Italien mit Viktor Emanuel beschenkt. Jeder Italiener soll sich um ihn schaaren und fest an ihm halten. Neben dem Re galantuomo muß jede Nebenbuhlerchaft verschwinden, alle Umtriebe müssen sich zerstreuen!“

„Noch einmal wiederhole ich euch meinen Ruf: „Alle zu den Waffen!“

„Wenn der März 1861 nicht eine Million Italiener bewaffnet findet, dann arme Freiheit, arme Existenz Italiens! der Monat März, und wenn es sein muß, der Monat Februar, wird uns Alle auf unserem Posten wiederfinden. . . . Heute muß ich mich zurückziehen, aber nur für wenige Tage. Die Stunde des Kampfes wird mich noch einmal an eurer Seite finden, Soldaten der italienischen Freiheit!“

Diese deutliche Sprache erregte viel Aufsehen. Aber man glaubte, dies sei eine theatralische Art, sich zurückzuziehen, und die Staatsmänner legten weiter keinen Wert darauf.

In seiner stolzen Einfachheit und glänzenden Reinheit hebt dieser selbstlose Rücktritt den bewundernswürdigen Charakter Garibaldi's nur um so schärfer ab. Als Lord Byron beim Sturze Napoleons seine berühmten Verse über die ehrgeizigen Feldherren schrieb, an deren Schluß es heißt:

„Nur Einer, der war gut und fest,
„Der Cincinnatus fern im West;

„Ein Name, Washington, ist rein,
„Erröte, Menschheit, er allein!“ —

konnte er allerdings nicht wissen, daß die Insel Caprera einen zweiten Cincinnatus tragen sollte, der weder seinem römischen Vorbild noch dem Cincinnatus des Westens an Reinheit und Größe des Charakters hintansteht, sie beide aber an Kühnheit übertrifft würde.

Man denkt unwillkürlich an die nicht allzuweit von Caprera liegende Insel Elba, wo ein gestürzter Eroberer mit dem Kaisertitel und mit einer million Einkünften seinen Ehrgeiz nicht zügelte, während der Einsiedler auf Caprera die Diktatur von halb Italien freiwillig abgab und auf Caprera seinen Acker bebaute, zugleich so arm, daß er bat, man möge ihm keine unfrankirten Briefe senden.

Wessen Charakter ist der größere?

Der Feldzug in Neapel und Sizilien hat Garibaldi auf die Höhe der Weltgeschichte gehoben, wo ihn keine Verkleinerer erreichen können. Er trieb die Kulturentwicklung Italiens um ein mächtiges Stück vorwärts, indem er das Land von dem Moder verfaulter Regimes befreite und die unselige Zerrissenheit aufhob. Er hat mit seinen Taten die künftige Freiheit Italiens begründet. Das Beispiel erhabenen Mutes, das er mit seinen tapferen Waffengefährten gab, befreite Italien von jener Demoralisation, welche die unter der Zerrissenheit wuchernden Knechtungssysteme dem italienischen Volke eingepfropft hatten. Das sind seine ungeheuren Verdienste.

(Schluß folgt.)

Edle Liebe.

Novelle.

(4. Fortsetzung.)

Sie zog Lizzi zu sich ins Bett und Lizzi umfaßte ihren Nacken wie ein furchtsames Kind mit beiden Armen und drückte das glühende Gesicht an ihre Brust. Ihr Atem ging allmählich ruhiger, ihre brennenden Augen schlossen sich. Die dunklen Schatten des Kummers schwanden vor den Traumbildern ihrer reinen Seele und Leid und Liebe und Leben versanken in den Schoß des unbewußten Glückes, das der freundliche Zwillingbruder das Todes über Leidende und Glückliche mit unparteiischen Händen ausgießt.

V.

Sie sind verlobt. In der Stadt Rom durften sich die Verlobten, wie es auch sonst geschieht, nicht darüber beklagen, daß das Interesse des Publikums sich nicht in ausgiebigster Weise mit ihnen beschäftigte und die märchenhaftesten Dinge über den steinreichen herzlosen Eisenfresser und die hergelaufene deutsche Dirne umhertrug. — In dem Verhältnis der Verlobten zu einander hatte sich nichts geändert. Der Obrist war ernst und väterlich freundlich, wie er gewesen, von jeder zärtlichen Annäherung entfernt und Lizzi sah zu ihm empor mit derselben kindlichen Demut und Verehrung, die sie ihm gewidmet, seitdem sie sein wohlwollendes Herz, seinen trefflichen Charakter erkannt hatte. Sie waltete neben und mit ihrer mütterlichen Freundin Katharine nach wie vor still im Hause und im Garten, während er der Außenwelt, den öffentlichen Dingen in Rom ein größeres Interesse zuzuwenden begann und sich in diese ihm bislang fernliegenden kleinlichen Angelegenheiten einzuleben bemüht war, wie einer, der ihnen für immer angehören muß und will. Priam trottete Morgens und Abends nach dem Stationsgebäude und brachte immer „nichts Neues aus Germani.“ Ihm war der Gang Gewohnheit geworden und der Obrist hörte auf den immer gleichlautenden Rapport des wohlköpfigen alten Burtschen kaum mehr, als auf das Rollen eines Wagens. Auch die Bewohner der Straße, durch welche Priams Weg nach der Eisenbahnstation führte, waren allmählich an sein fast ausnahmsloses Vorbeipassiren zur bestimmten Stunde so sehr gewöhnt, daß er ihnen als Zeitmesser diente, zumal die Finanzen der Stadt bis dahin den Luxus einer öffentlichen Uhr noch nicht erlaubt hatten. „Der Rigger geht nach der Station, es ist neun Uhr;“ „der Rigger kommt von der Station, es ist bald zehn Uhr.“ — Heute hatte er zwar durch sein Gehlen pflichtmäßig die neunte Stunde angezeigt, aber er kam — zum erstenmal in zwei Jahren — nicht zur gewohnten Zeit zurück. Das war auffallend. Die Diensthofen, die Arbeiter standen müßig vor den Türen, es war ja noch lange nicht zehn Uhr, denn der

Rigger war noch nicht zurück. Es war merkwürdig und ganz unverzeihlich. Die Bewohner der Straße wurden allmählich warm und gerieten in einige Aufregung. Unter zwanzig sichtbaren Augen waren wenigstens die Hälfte mehr neugierig, als sehnsüchtig den Weg hinauf nach der Station gerichtet — aber Priam kam nicht. Es tauchte zwar von Zeit zu Zeit am Horizonte der Straße eine mehr oder minder fragwürdige Gestalt auf, welche immerhin der Rigger hätte sein können — aber er war es nicht — er kam nicht. — Die Uhr war in Wirklichkeit bereits ein halb elf. Jetzt wieder ging ein dunkler Stern am Horizonte auf und bewegte sich in schleunigem Tempo und Dreiviertel — Takt näher und näher. Das konnte aber unmöglich der Rigger sein, viel eher war's ein Kameel oder sonst ein Hödertier, nur nicht der Rigger. Und doch — er hatte die halbe Straße passiert und hinter ihm schlossen sich die Fenster der Herrschaften und die hungernden Diensthofen verschwanden zögernd. Es war in der Tat Priam und zwar mit einem strapazierten Lederkoffer auf dem Rücken und einem bejahrten Reisefack in der Hand, schweißtriefend, breitspurig, mit rollenden Augen und im stärksten Trab. Das war den Bewohnern der Straße nun wiederum ein lebendiger Nebel. Wem gehörte Koffer und Tasche? — Sie blieben zumeist an den Fenstern, in der Hoffnung, den derzeitigen Besitzer beider Reiseeffekten Priam auf dem Fuße folgen zu sehen. Sie täuschten sich; es folgte niemand. So blieb ihnen nur das prickelnde Gefühl der Neugierde, die keine Befriedigung fand.

Der Inhaber der Effekten aber hatte den Weg durch die Stadt vermieden und sich durch Priam einen Umweg hinter den Gärten bezeichnen lassen, auf welchem er unbeobachtet nach Obrist Bluffs Villa gelangen konnte. Er hatte guten Grund dazu. Wenn auch seine dunklen Augen und das schöne, wie wohl tief leidende Gesicht vor Aufregung leuchteten und er hastig und stolz vorwärts ging — sein Anzug schien abgetragen, strapaziert, als habe der Inhaber eine weite beschwerliche Reise hinter sich. Und als er nun am Hinterpförtchen am Parke des Obristen stand, hielt er an, stützte sich wie ermüdet an den Türpfosten. Sein Gesicht senkte sich auf die Brust, er schloß die Augen, als ob er sich zu einer neuen, vielleicht letzten und schwersten Anstrengung ermanne. Dann aber richtete er sich, aus tiefer Brust seufzend auf und betrat die schattige Rußbaumallee, die durch den Garten nach der Villa führte. Er ging langsam und sah aufmerksam rechts und links. Ein helles Kleid schimmerte aus einer seitlichen Laube durch die Zweige — er hielt an. Aber auch Lizzi, die mit einem Buche in der Hand in der Laube saß, hatte den hier ungewohnten Schritt eines Fremden gehört und wandte aufmerksam den Kopf nach ihm. Und wie sie ihn am Eingange der Laube stehen sah, fiel das

Buch aus ihrer Hand, fuhr sie in die Höhe und sank totenbleich mit einem ersticken Schrei auf die Bank zurück. Er aber lag zu ihren Füßen.

„Elise — Elise!“ rief er jubelnd, „du bist's, die ich in meines Vaters Hause zuerst erblickte — Elise —“

Sie war entsetzt aufgesprungen und zwei Schritte von ihm gewichen.

„Richard Weyherr — in meines Vaters Hause?“ stammelte sie, die Hände krampfhaft in einander faltend.

„Das war mein Name, den ich angenommen, als ich von New-York aus wider meines Vaters Willen nach Deutschland floh. Das war der Name, unter dem du mich in Köln kennen lerntest, Elise, ein Name, der mir ewig teuer sein wird, weil du den Mann liebtest, der diesen Namen trug. Den Namen trug ich, als mich die deutschen Signalförner damals so plötzlich von deiner Seite, aus deinen Armen rissen und ich verwundet und gefangen nach Algier geschleppt, elende kummervolle Jahre hindurch fern von der Heimat verbrachte. Doch, Elise, was ist ein Name? — Ob Richard Weyherr — ob Harry Bluff — ich liebe dich noch heute, ich habe dich, ich fasse deine Hände — an meinem Herzen —“

Er hatte ihre Hand ergriffen und wollte den Arm um sie schlingen. Sie hatte vor ihm gestanden totenbleich, die Augen starr zu Boden gesenkt. Bei seiner Berührung erwachte sie aus der Erstarrung und stieß seinen Arm heftig zurück.

„Richard — Harry — kein Wort!“ Ich bin — — stammelte sie.

Ihre Zähne schlugen an einander, ein kalter Schauer durchfuhr sie und ihr Kopf sank kraftlos auf den Busen.

„Elise,“ rief er, sie mit stieren Augen wild anblickend, „du stößest mich von dir? — du tötest mich! — du bist —“

„Die Verlobte meines Vaters!“ sprach sie langsam, tonlos. Sie schwiegen beide. Sie starrten vor sich, einen Augenblick von entsetzlicher Leere.

„Vergessen Sie,“ begann Elise zitternd, leise, indem sie mit der Hand langsam über die kalte feuchte Stirn fuhr, „fragen Sie mich nicht, Harry — kennen Sie mich nicht — Sie dürfen mich nicht kennen! — Ich habe mein Wort verpfändet — ich bin die Verlobte Ihres Vaters und anerkenne keinen anderen, niemandens Anspruch auf mich, außer den des verehrten teuern Mannes, dessen Ruhe und Glück auch Ihnen heilig sei.“ sprach sie, sich immer fester und ruhiger aufrichtend, „dessen Vertrauen ich um keinen Preis, auch um das eigene höchste Glück nicht täuschen werde — und sollte mein Herz darüber brechen.“

Sie wandte sich langsam von ihm ab und ging.

Er starrte ihr nach, er fiel wie gebrochen auf die Bank, die sie verlassen, und seine Augen bohrten sich in den blauen golddurchglänzten Himmel über sich. Er lag wie trunken, sinnlos. Er hörte und sah nicht, wie aus dem nahen Rosenbusch ein totenbleiches, tränennasses Gesicht voll Angst nach ihm sah, das Gesicht Katharinens, und ihre Gestalt dann nach der Villa zu vorüber huschte und verschwand. Nach einer Weile brach er zusammen und senkte den Kopf tief zur Erde.

„Das ist der Willkomm, den mir das Vaterhaus bietet?“ murmelte er düster vor sich hin. „Das ist des Leidens, das ich erduldet, Krone! Das ist die Saat des Bösen, das ich gesät, als ich dem Willen des Vaters zum Trotz, sein Haus verließ — es reihet sich eins an das andere: Verwundung, Kerker, Siedtum und — Nebenbuhler meines Vaters! Was kann noch Schlimmeres kommen, als dieses? Ich will vollenden, ehe ich vielleicht von Tat zu Tat — zum Entsetzlichen getrieben werde! — Hier — —“

„Harry, Harry!“ rief eine Stimme von weitem.

Er stuzte und horchte auf.

„Hier will ich's vollenden, weil ich's nicht weiter trage,“

fuhr er fort, einen Revolver aus der Tasche ziehend, „hier — weil —“

„Harry, mein Sohn, mein Harry!“ rief die Stimme näher.

„Weil das Geschick mich zwingt, denn wer kann handeln wider das Geschick? Sein ist die Macht und sein der Zwang und unser freier Wille ist ein Wahn, den Toren wähen!“

Er erhob sich. Er spannte den Revolver. Das Rad klirrte und knirschte.

„Harry, mein Junge, mein Sohn!“ rief es von neuem.

„Mein Vater!“ schrie Harry auf. „Meines Vaters Stimme.“ Er richtete den Revolver nach der Stirne.

„Da bist du, Harry!“ rief sein Vater, noch von den Bäumen verdeckt, in der Allee, fünf Schritte von ihm.

Harry zauderte einen Augenblick — seines Vaters Stimme! Und wie er so zaudert und horcht, werden seine starren Züge milder, seine stieren Augen leuchten wieder, des Vaters Stimme klingt hinein, klingt wieder in sein zerrissenes Gemüt. Er schleudert den Revolver über die Gebüsche weit von sich.

„Mein Vater!“ rief er, ihm entgegentretend, und von den Armen des Obristen aufgefangen, dem er sich zu Füßen werfen wollte.

„Mein Sohn, mein Harry!“ rief der Obrist mit nassen Augen und zuckenden Lippen. Endlich habe ich dich wieder, ich halte dich in meinen Armen, ich drücke dich an mein Herz, mein Junge, mein Harry!“

„Verzeihung, Vater!“

„Schweige, Junge, — kein Wort! O, der Kinder Sünden sind meist die Schuld der Eltern,“ rief der Obrist. „Hier, Schwester Katharine, nimm auch du ihn wieder, bist ihm ja Mutter gewesen, immerdar! Du lebst, mein Junge, bist gesund — ich habe dich wieder! Und doch — wie du bleich und elend aussiehst! Komm — wie du matt und müde bist — komm, kommt Kinder in das Haus, da wirst du uns erzählen.“

Er hatte Harry's Arm gefaßt und zog ihn mit sich. Katharine folgte, still vor sich hinweinend. Der Obrist plauderte und sprach in seiner Freude unaufhörlich. Er beachtete nicht, daß Harry bleich, stumm, schwankend an seiner Seite ging oder er schob es auf seine körperliche Müdigkeit. Harry ging wie im Traum neben ihm. Wie im Traum betrat er das Haus — ihn dünkte es wie Fieberwahn, daß der Obrist ihm Lizzi als seine Verlobte und seine künftige Mutter vorstellte und Lizzi ihm mit gefaßter milder Freundlichkeit wie einem Fremden die Hand bot zum Willkommen.

Er bat um Ruhe. Seit sechs Wochen hatte er auf dem Dampfer von Genua aus, seit acht Tagen im Eisenbahnwaggon ohne Raft und Unterbrechung zugebracht. Wohl bedurfte er der Ruhe, und der Obrist geleitete ihn selbst in das Schlafzimmer, das Katharine ihm hergestell, saß noch eine Weile lebhaft plaudernd an seinem Bett, bis er inne ward, daß seines Sohnes bleiche abgspannte Züge, die halbgeschlossenen trüben Augen mehr und eindringlicher um Ruhe baten, als Worte es vermocht hätten. Er ging und ließ ihn allein. Harry drückte den Kopf tief in die Kissen, als wollte er sich verbergen vor der Welt, versenken in das Vergessen von allem, was er gedacht, gelitten und gehandelt. Aber durch die Stille, die ihn umgab, gelitten und gehandelt. Aber durch die Stille, die ihn umgab, begann jetzt der Klang der nahen Kirchenglocken, trostreich, versöhnend. Ihm klangen sie wie das Grabgeläute seiner Hoffnungen und seines Glückes. Aber sie klangen fort und fort wie benützt der siegreichen Macht ihrer gleichmäßigen, erschütternden Töne, und lösten endlich die Fesseln, in denen der Schmerz seine Seele gefangen hielt. Er weinte bitterlich.

(Fortsetzung folgt.)

Francisco de Quevedo, Verfasser des berühmtesten der spanischen „Schelmenromane“, betitelt: *Historia del buscon llamado Don Pablos* (Geschichte des Taugenichts (Marodeurs) genannt Don Pablos) hat von seinen Bewunderern das Epitheton „der Voltaire Spaniens“ erhalten. Ist diese Bezeichnung auch nicht ganz zutreffend, so ist eine gewisse geistige Verwandtschaft Quevedo's mit Voltaire doch unverkennbar. An Witz, beißender Ironie, Fruchtbarkeit des Geistes, Leichtigkeit der Form und Vielseitigkeit erreicht der Spanier den Franzosen. Quevedo's Laufbahn ist merkwürdig. Geboren zu Madrid im Jahre 1750, führte Don Francisco de Quevedo y Villaa's — das ist sein voller Name — ein außerordentlich bewegtes Leben, gleich den meisten seiner irgend hervorragenden Zeitgenossen. In fieberhaftem Eifer studirte er alle möglichen Wissenschaften; er lernte nicht nur die alten Sprachen, sondern auch die meisten neueren; schrieb Gedichte, Novellen, philosophische Abhandlungen, und zeichnete sich obendrein als Redner und Deklamator aus. Sein Hang zur Satyre und seine Streit- und Abenteuerlust verwickelten ihn aber in allerlei Händel. Wegen eines Duells, in welchem er den Gegner schwer verwundete, mußte Quevedo Spanien auf mehrere Jahre verlassen, und begleitete den Herzog von Osuna nach Sizilien und Neapel. Nach Spanien zurückgekehrt, beteiligte er sich an den politischen Kämpfen des Landes, kam mit der Regierung in Konflikt und wurde drei Jahre lang eingesperrt. Nach seiner Freilassung gelang es ihm, die Gunst Philipps III. zu erwerben, dessen Geheimschreiber er wurde. Dies dauerte bis nach dem Tode des Königs (1621). Ein Brief, den er zehn Jahre später an dessen Nachfolger Philipp IV. richtete, und in welchem er auf die Leiden des Volkes und die Unterschleife der Minister aufmerksam machte, erregte den Zorn der Kamarilla; der mehr als Sechzigjährige wurde abermals in den Kerker geworfen, aus dem er nach zwei Jahren gebrochenen Körpers entlassen wurde. Er erholte sich nicht wieder und starb bald darauf.

Der französische Literaturhistoriker Philarete Chasles charakterisirt Quevedo also:

„Zwischen den Jahren 1600 und 1630 flog eine Anzahl von Schriften, oder richtiger von glühenden, spitzen Pfeilen durch die vergiftete Atmosphäre des spanischen Hofes. Wild, leidenschaftlich, unbarmherzig, mit schneidendem Hohn und vernichtender Satyre wurden die Spitzen des Staates angegriffen, Mißbräuche aufgedeckt. Und der nämliche Mann, der diese tödtlichen Bücher in die Welt schleuderte, schrieb ernsthaft wissenschaftliche Werke festen und hohen Stils, Komödien, Epilogen, leichte, scherzhafte Gedichte, würdig eines Voltaire, denn er war selber ein halber Voltaire und ein halber Swift. Unerbittlicher fast als gegen die weltlichen, war Quevedo gegen die geistlichen Mißbräuche. Ein Freigeist durch und durch, war er sein ganzes Leben lang mit der Kirche und Geißlichkeit auf Kriegsfuß, und nur hoher Protektion hatte er es zu verdanken, daß er nicht auf dem Scheiterhaufen endete.“

Quevedo war, wenigstens in der Theorie, ein großer Weiberfeind. So schrieb er z. B.:

„Man erzählt, daß Drypens in die Hölle gegangen sei, um seine Frau zu suchen. Um seine Frau zu suchen, konnte er nicht anders wohin gehen. Beim Hinabsteigen soll er gesungen haben. Ich beweise das nicht. Er sang vor Vergnügen, weil er Wittwer war. Außerdem wollte er die Mächte der Finsterniß sich gnädig stimmen. Aber daß sie ihm seine Frau zurückgegeben, war eher eine Strafe als eine Belohnung. Man gab sie ihm ungern und mit der Bedingung, sie wegzuführen und nicht anzusehen, sonst würde sie ihm wieder genommen. Der Unselige drehte sich um. Wenn er es absichtlich tat, so tat er wohl; wenn er es unwillkürlich tat, so war es ein sehr vortheilhafter Irrtum.“

Das Hauptwerk Quevedo's, oder doch das einzige, welches heute noch seine volle ursprüngliche Bedeutung hat: „Die Geschichte des Taugenichts genannt Don Pablos“ (oder auch „Don Pablos von Segovia“) wurde von Lesage stark für den „Gil Blas“ benutzt. Es ist ein trefflicher Zeitspiegel. Don Pablos durchwandert Spanien als Bagabund und Glücksritter und kommt mit allen Menschenorten zusammen. Gelehrte, Studenten, Bummler, Spitzbuben, Mönche, Nonnen, Curtisanen — kurz die ganze Welt, die halbe Welt, und was noch unter und hinter der Halbwelt ist — Alles ist lebenswahr, packend, drastisch in diesem Roman geschildert, der eine Uebersetzung ins Deutsche sehr wohl verdiente.

Bei der geringen Verbreitung der Kenntnis des Spanischen ist es vielleicht Dielem und Jenem ein Gefallen, daß soeben eine vorzügliche französische Uebersetzung in Paris erschienen ist (*Histoire de Pablos de Segovie; traduction de Mr. Germond de Lavigne; Illustrations de M. D. Viérge, chez Léon Bonhoure, éditeur 5, Rue de Fleurus. Paris.*).

Der Volkschriftsteller Theodor Drobisch.

Ein Gedenkblatt dem Heimgegangenen.

Von Dr. Max Bogler.

(Schluß.)

Seit diesem ersten Briefe habe ich manche weitere Zuschriften von seiner Hand erhalten: es sind jetzt nahe an ein halbes hundert, eine immer herzlicher als die andere. „Der Himmel erhalte Ihnen ihre schöne geistige Kraft, und das rege Streben, welches Sie bisher be-

kundet haben,“ hieß es schon in seinem Neujahrsgruß vom 2. Januar 1875. Die mannigfaltigen literarischen Erinnerungen, die in diese Briefe verwebt sind, verleihen denselben einen besonderen Reiz, und ich darf mir daher erlauben, diese und jene Stelle aus ihnen hier wiederzugeben.

Am 7. April 1875 war Georg Herwegh gestorben, dem ich in einer größeren belletristischen Zeitschrift einen Nachruf gewidmet hatte. „Georg Herwegh lernte ich zu Leipzig im Frühjahr 1843 persönlich kennen,“ schrieb mir Drobisch bei dieser Gelegenheit: „Wir gaben ihm im Hotel de Pologne ein Festmahl, wo Heinrich Laube den Toast auf dessen dichterisches Talent übernommen hatte. Herwegh lehnte den Toast ab indem er sagte: „Ich bin Partei!“ Somit tötete er, wie Laube sagte, dessen Toast im Embryo. Noch einmal traf ich Herwegh in Berlin, dann nicht wieder. „So geht denn einer nach dem andern hinüber,“ fuhr Drobisch schon damals wehmütig fort. „Auch mein Grab wird schon unruhig, ich fühle es nur allzu gut.“

Im September desselben Jahres war er in Berlin gewesen. Der „große Troubel dafelbst“ hatte ihm nicht behagt. „Wie anders vor dreißig Jahren, als ich dort zeitweilig mit Meyerbeer, Spontini, Raupach, Scott, der Fanny Lind u. s. w. verkehrte. Nur den alten Döring (er ist inzwischen ebenfalls verstorben. Der Verf.) fand ich noch eben da wie im Jahre 1846, bei Lutter und Wagener, der altrenommirten Kneipe, wo dereinst C. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient dem Bacchus so manches Opfer gebracht. Die alten Bekannten, selbst Kallisch, waren dahin, tot. Nur ich lebe noch mit dem Nervenübel. Es möchte kein Hund so länger leben, drum hab' ich mich Peisch mit seiner Apfelwein-Mollentur ergeben. Man versucht alles. In der Not kriecht der Teufel fliegen.“

Dann kam Karl Gutzkow's Tod (16. Dezember 1878). Schon am 7. Mai 1875 hatte mir Drobisch inbezug auf denselben geschrieben: „Da ist er nun aus Italien zurückgekehrt, krank und mißgestimmter wie vorher. Sein Hypochondrie ist entsetzlich.“ Nun äußerte er: „Ach, Gutzkow. Wir kannten uns sechsunddreißig Jahre lang. Und noch so ein scheußliches Ende (Gutzkow erstickte belanntlich während eines in seinem Schlafzimmer ausgebrochenen Brandes). Nichts in der Welt hat mich so erschreckt als die Todeskunde. Als ich mit ihm im Sommer 1861 einen Spaziergang nach Modris unternahm, sahen wir an der Mühle einen Mühlstein liegen. Gutzkow sagte: „Den könnte man mir dereinst auf mein Grab setzen, als den Stein, womit ich mir das Brot des Lebens gemahlen.“ Ach er hat wader gearbeitet, geistig geschaffen für sich und seine Familie, oft bis zur Stunde wo es hieß: „Die bange Nacht ist nun herem...“ Er möge ruhen in Frieden, und mit ihm die kleinen Gehäufigkeiten, welche den großen Ruhm verfolgen, die Spaltungen der Schule, der Lärm der Parteien, die literarischen Leidenschaftlichkeiten und Unbanbarkeiten. Sie mögen ruhen in der Erinnerung an den entschlafenen edlen Dichter, den Unrecht, Klagen, Kämpfe, Leiden, alles was das Leben ausgezeichneter Männer verwirrt, es schwindet dahin in der heiligsten Stunde wo die sterblichen Ueberreste dem Schooße der Erde übergeben werden. Der Tod ist das Einschreiten des Wahren... Du mein Himmel, ich werde sentimental, was aber tut nicht die Erinnerung. Leider werden noch andere ebenso reden. Was sagt die Judith im „Uriel Acosta“? — „Künstler werden aufgesucht, an Denfern huscht man feig vorüber!“

Inzwischen war Drobisch aus der Redaktion der „Dressener Presse“, die mit Schluß des Jahres 1877 gänzlich aufhörte zu erscheinen, ausgetreten (30. Septbr. 1876), teils im Hinblick auf seinen sich immer mehr verschlechternden Gesundheitszustand, teils wegen unliebsamer Differenzen mit der Verwaltung. Er atmete wieder auf, unternahm eine Reise nach Böhmen, ging über das romantische Fischpaultal zurück und hielt sich acht Tage in Leipzig auf, um dann wieder nach Dresden zurückzukehren. „Ich muß, wie der Dachs, von meinem Fette zehren“, schrieb er mir.

Die Klagen über seine zunehmenden körperlichen Leiden wurden seither in seinen Briefen immer häufiger. „Mein Nervenübel ist auf dem alten Fleck“, ließ er sich im Januar 1876 aus. „Zudem plagt mich noch der Hypochonder und das Klaviergehämmer in den Konzerten, zu dessen Anhörung man als musikalischer Kritiker verdammt ist, beugt noch mehr, lähmt den Geist. Wenn nur die Regierung an den Thoren der Stadt das Verbot wollte anschlagen lassen: „Dieser Ort darf nicht verkonzertirt werden. Es wäre dies eine Wohlthat.“ Dann einige Wochen später: „Mein Zustand wird immer bedenklicher; ich glaube — es ist Schlafenszeit!“ Zu Anfang Juli des eben erwähnten Jahres suchte er Linderung in dem Ostseebade Heringsdorf, und in der Tat kehrte er nach fünfwöchentlichem Aufenthalt daselbst gekräftigt zurück. Aber die Wirkung der Ostseebäder hielt nicht lange vor; gegen das Ende des folgenden Jahres gesehten sich zu dem in alter Weise wieder auftretenden Nervenübel noch Lustbeschwerden, die ihm das Atmen ungemain schwierig machten. Er mußte die fleißige Hand von der Arbeit lassen und beabsichtigte, „den letzten Versuch hinsichtlich etlicher Herstellung seiner Gesundheit“ am 1. Juni 1878, wo er sich nach dem heilkräftigen Badenweiler im Breisgau begeben wollte, zu machen. „Zur Fürsorge“ gedachte er diesmal sein „Töchterchen“ mit sich zu nehmen. Aber der trübe Regensommer erlaubte ihm die Abreise nicht, die Brustbeschwerden vermehrten sich und raubten ihm alle Lust zur Arbeit. Nichtsdestoweniger trug er sich mit neuen Plänen. „Sobald ich etwas auftaue, will ich an einen einbändigen humoristischen Roman gehen, der mir im Kopf herumschwirrt. Ich will mich gesund schreiben, das half immer...“

wertvollen Beitrag zur Geschichte der Literatur und Kunst unseres Jahrhunderts gestalten. Zu Anfang von 1880 schrieb er mir u. a. darüber: „Sie werden ca. dreißig Bogen stark, wenn ich die Erinnerungen an Ludwig Jahn, Bartholdy, Mendelssohn, Ludwig Spohr, Dawson Theodor Döring, Grillparzer, Saphir, Adolf Böttger u. hinzurechne. Alexander von Humboldt lernte ich nur flüchtig in Scharbütz bei Schleuditz kennen, wo ich auf dem Rittergut des Amtsrat Linonius zwei Tage und zwei Nächte mit ihm in unausslöschlicher Erinnerung verkehrte. Wir teilten Tag und Nacht ein Zimmer . . .“

Es kann mir hier, wo ich dem Heimgegangenen lediglich ein bescheidenes Gedenkblatt widmen will, nicht beikommen, Drobisch's literarisches Wirken nach allen Seiten zu beleuchten und kritisch zu würdigen. Genug, er war ein Mann des Gemüths, dem alles, was er schrieb, aus der Seele kam; es beherrschte ihn eine frische, ursprüngliche Empfindung, die sich in seinen neckischen, zumteil scharfsatirischen, aber niemals verletzenden humoristischen Schöpfungen, in denen er vielfach den spezifisch sächsischen Humor vertrat, und in seinen gemüthvollen Erzählungen ausdrückt; und in seiner langjährigen und fruchtbaren Wirksamkeit als Kunstkritiker hat er ebenfalls diese Tiefe und Frische des Gefühls, die ihm zu einem feinsinnigen, gesunden Urtheil verhalf, allenwegen offenbart. Aus dieser Beschaffenheit seines Wesens entspringt auch seine tiefe, warme Liebe zum Volke, das er bei allem, was seiner Feder entfloß, im Auge hatte; er wollte das Volk unterhaltend belehren, aufklären, sein Gemüth kräftigen und heben, und der modernsten Literatur, die in nicht wenigen Fällen das Gegentheil bezweckt und erreicht, galt sein rücksichtsloser Verdammungspruch. Er hat nie nach oben hin gebuhlt und ist stets seine eigenen Bahnen gegangen. Ja, vor allem: er war ein Charakter, — das Beste und Schönste vielleicht, was man in unserer Zeit einem Mann nachsagen kann! . . .

Theodor Körner. (Illustration Seite 628 u. 29.) Zu den Tausenden und aber Tausenden, die zu Anfang 1813 zu den Waffen griffen, um Deutschland von der Gewaltherrschaft Napoleons I. zu befreien, gehört auch Theodor Körner, und wie so unzählig viele vor ihm und nach ihm, so hat auch Körner den vaterländischen Kampf mit seinem Tode besiegelt. Als König Friedrich Wilhelm III. nach langem Zaudern am 3. Februar 1813 von Breslau aus den bekannten Aufruf zur Bildung von Freiwilligenkorps erließ, da zögerte der noch nicht 22 jährige Körner keinen Augenblick, seinen Wirkungskreis als Lust- und Schauspieldichter in Wien zu verlassen und sich den Schaaren der Kämpfer für Deutschlands Unabhängigkeit anzuschließen. Körner trat in das zumeist aus Söhnen der begüterten Klassen zusammengesetzte und berühmt gewordene lügow'sche Korps, welches unter dem Befehl des russischen Generals Wallmoden der Nordarmee der Verbündeten zugesellt war.

„Hatte Lügow's wilde verwegene Jagd“ schon so manchen Strauß mit den Franzosen ausgefochten, und war Körner schon beim Gefecht von Rügen verwundet worden, so war dem lügow'schen Korps am 26. August 1813 wiederum die Aufgabe geworden, an den Feind zu gehen und ihm einen durch Rundscharfater avisirten Proviant- und Munitionszug wegzunehmen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Körner beim Dorfe Lügow unweit Gadebusch in Mecklenburg das tödtliche Blei traf.

Unser Bild stellt eine Szene aus den Abendstunden des 25. August dar. Während der Stab des Freikorps im Herrenhaus von Gottesgabe bei Gadebusch einquartirt war, blieben die übrigen Lügower auf dem geräumigen Hof daselbst und im Dorf. Bald nach ihrer Ankunft wurde unter andern der noch jetzt zu Fürstenberg in Mecklenburg-Strelitz lebende, 1872 pensionirte Stadtrektor A. Probsthan (geb. den 24. Februar 1791, welcher am 2. Februar 1881 das seltene Fest seiner diamantenen Hochzeit feierte), damals als Oberjäger der 3. Schwadron unter dem Rittmeister J. Fischer, der, nachdem er schon im 7 jährigen Kriege gefochten, nahezu 70 Jahre alt noch als Freiwilliger bis 1816 diente († 1820) als Bedette ausgehiedet. Nach geföhener Ablosung spät abends meldete er sich seinem Vorgesetzten zum Rapport. Im Saale des Herrenhauses fand er Theodor Körner, welcher auf dem daselbst befindlichen Klavier spielte und sang. Der dem Spiel und Gesang andächtig lauschende Friesen fiel später in Frankreich, und Helfris, der nicht minder Andächtige, erlebte den herben Schmerz, seinen wenige Stunden später tödtlich getroffenen Kameraden in den Armen zu halten und auf einen der erbeuteten Proviantwagen betten zu müssen. Major v. Lügow raucht gemüthlich seine Pfeife und hört dem Rapport zu, den Probsthan dem vor ihm stehenden Rittmeister Fischer erstattet.

Die Szene ist getreu nach vorliegenden Berichten und meisterhaft auf Holz gemalt, und zwar auf dem Aufschlagdeckel desjenigen Klaviers, auf welchem Körner nur wenige Stunden vor seinem Tode die Kameraden durch seine Vorträge begeisterte. Leider ließ Unkenntniß des Sachverhalts das kostbare Instrument bis auf den erwähnten Deckel in

Stücke gehen, und auch dieser ist erst vor kurzem durch Ausfindigmachung in den Besitz des Direktors des Körner-Museums, welches dem Dichter und Kämpfer zu Ehren in seiner Vaterstadt errichtet worden ist, gelangt, der es durch F. W. Heine renoviren ließ.

Körner wurde am 23. September 1791 in Dresden geboren, besuchte von 1808—1810 die Bergakademie zu Freiberg und ging dann nach Wien, wo er, wie schon erwähnt, eine Reihe von Lust- und Schauspielen dichtete und zur Aufführung brachte. Sein Vater, der am 13. Mai 1831 als Geh. Oberregierungsrat in Berlin starb, gab die Dichtungen seines Sohnes 1814 unter dem Titel „Leier und Schwert“ heraus und die Stadt Dresden ehrete sein Andenken durch Errichtung des Körnermuseums und eines Denkmals. S.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Osnabrück. Alter Freund der N. W. Ueber die Zahl der während der verschiedenen Jahrzehnte dieses Jahrhunderts aus Deutschland Ausgewanderten haben Sie doch falsche Vorstellungen. Es wanderten aus den deutschen Landestheilen, welche jetzt das deutsche Reich umfaßt, aus in der Zeit von 1821—30 8000, 1831—40 177 000, 1841—50 485 000, 1851—60 1 130 000, 1861—70 970 000, 1871—80 590 000 (!) dagegen 1880—81 allein 210 485 Personen.

Berlin. R. B. Sie haben bei Ihren Versuchen nicht beachtet, daß die Farben, die man auf Porzellan aufträgt, sich durch das sie haltbar machende Brennen verändern. So nimmt man Goldpurpur um Rosa bis Karmin zu erzeugen, Eisenoxyd um Rot, Nickeloxyd um Dunkelgrün, Berggrün oder Chromoxyd um Hellgrün herzustellen u. s. w.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Frankfurt a. M. W. S. Gegen Ihre rheumatischen Schmerzen im Beine wenden Sie dann und wann ein Dampfbad an, außerdem sollten Sie sich möglichst viel im Freien bewegen und wollene Unterkleider tragen.

Berlin. H. Ihr Alterjucken kann, wie die meisten andern Krankheitsercheinungen, sehr verschiedene Ursachen haben und sehr verschiedene Behandlung verlangen. Es kann hämorrhoidal- oder Fledertierstoffsymptom, Wurmreiz oder Folge von Leber- und anderen Unterleibsleiden sein. In jedem Falle werden Sie gut tun, stark reizende und nährrende, gewürzhafte Nahrung, sowie den reichlichen Genuß spirituöser Getränke zu meiden und kalte Sitzbäder zu nehmen. Eine der Ursache des Uebels zuleibe gehende Behandlung kann Ihnen jedoch auf dem Wege dieser oder einer andern Korrespondenz nicht zuteil werden. Sie müssen sich deshalb, falls es nicht bald weicht, an einen tüchtigen Arzt wenden.

Hansdorf. M. A. Das Karlsbader Salz ist allerdings ein vielgebrauchtes und bewährtes Mittel gegen Magenkatarrh (chronischen), Magengeschwüre, dauernde Verstopfung und Leberleiden. Sie können es sich künstlich selbst bereiten, indem sie 50 Teile Glaubersalz mit 3 Teilen doppeltkohlensaurem Natron und 2 Teilen Chlornatrium mischen. Jeden Morgen lösen Sie 1 bis 2 Kaffeelöffelchen voll in einer Tasse warmen Wassers und trinken die Lösung nüchtern. Dabei leichte, am besten hauptsächlich in Milch bestehende Kost.

Redaktions-Korrespondenz.

Hamburg. P. W. G. Wir kennen ein Gedicht, das so beginnt, wie Sie schreiben, nicht. Dagegen hat folgende nach Sachambauide von Ludwig Pfau gedichtete Fabel ungefähr denselben Inhalt: „Die Eintagsfliege“.

Die Eintagsfliege sah ihr Loos
Sich nahen mit der Abendroth;
Da kam aus eines Steines Schoos
Emporgestiegen eine Kröte.
„Ach! — sprach sie — wie ich dich beklage!
Dein Schicksal, es ist hart fürwahr!
Du lebst und stirbst an einem Tage,
Ich lag im Felsen hundert Jahr.“
Die Eintagsfliege frug verwundert:
„Was hast du all' die Zeit geschafft?“
„Ich? Nichts, ich schlief.“ — „Doch dem Jahrhundert
Scheint mir dein Leben zweifelhaf.“
„Nacht ist's und kühl in meinem Steine
Da gibst nicht Jahr noch Tageszeit.“
„Du dauerst mich! Im Sonnenscheine
Hab' ich gejauchzt, gefreut, gefreit.
Einschlummer' ich, nimmer anzuknehen,
Und wünsch dir neidlos lange Ruh:
Ich hab' nur einen Tag gelebt,
Doch hab' ich mehr gelebt, als du.“

Inhalt: Verchlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fortf.) — Josef Garibaldi. (Fortf.) — Edle Liebe. Novelle. (Fortf.) — Francisco de Quevedo. — Der Volkschristlicher Theodor Drobisch. Ein Gedenkblatt dem Heimgegangenen. Von Dr. Max Vogler. (Schluß.) — Theodor Körner am 25. August 1813 zu Gottesgabe in Mecklenburg-Schwerin am Vorabend seines Todes. (Mit Illustration.) Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz.